

The background of the cover is a misty, atmospheric scene. In the foreground, a person wearing a long, dark blue coat is walking away from the viewer down a path. The path is flanked by trees with bare branches, and the ground appears to be covered in a light layer of snow or frost. In the background, a large, multi-story building with many windows is visible, partially obscured by the mist and the branches of trees. The overall mood is mysterious and somber.

SARAH
WATERS

DER
ROMAN
BESUCHER

BASTEI ENTERTAINMENT 

Inhalt

Cover

Inhalt

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Danksagung

Über dieses Buch

Hundreds Hall, ein majestätisches Anwesen im ländlichen England. Hier wohnt die verwitwete Mrs. Ayres mit ihren erwachsenen Kindern Caroline und Roderick. Als der Landarzt Dr. Faraday wegen eines Notfalls herbeigerufen wird, ist er wie gebannt von der geheimnisvollen Atmosphäre des Hauses. Schon bald erfährt er, dass in Hundreds Hall merkwürdige Dinge geschehen: Möbelstücke, die ein Eigenleben führen, kryptische Zeichen, die plötzlich an den Wänden auftauchen, bedrohliche Geräusche, die unerklärbar scheinen. Dr. Faraday begegnet der wachsenden Panik der Familie zunächst mit Ruhe und Beschwichtigung. Doch das Schicksal der Ayres nimmt unaufhaltsam seinen Lauf - und ist enger mit seinem eigenen verwoben, als er ahnt ...

Über die Autorin

Sarah Waters stammt aus Wales und lebt als freie Schriftstellerin in London. In UK ist sie längst ein Star mit einer begeisterten Leserschaft. Nun hat sie auch im Ausland für Furore gesorgt: Ihr für den Booker Prize und den Orange Prize nominiertes, in unzähligen Rezensionen hochgelobtes, für eine Verfilmung optioniertes neuestes Werk, »*The Little Stranger*«, wurde in 35 Länder verkauft.

Sarah Waters

Der Besucher

Aus dem Englischen von
Ute Leimann

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2009 by Sarah Waters
Titel der australischen Originalausgabe: »The Little Stranger«

Für diese Ausgabe:
Copyright © 2010/2015 by Bastei Lübbe AG, Köln
Umschlaggestaltung: Kirstin Osenau
Umschlagmotiv: Trevillion Images/Nic Skerten;
Trevillion Images/Susan Fox
Datenkonvertierung E-Book:
hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-8387-0424-1

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

*Meinen Eltern, Mary und Ron, und meiner Schwester,
Deborah*

Ich sah Hundreds Hall zum ersten Mal im Alter von zehn Jahren, in dem Sommer nach Kriegsende. Zu jenem Zeitpunkt besaß die Familie Ayres noch einen Großteil ihres Vermögens und zählte zu den wichtigen und einflussreichen Familien in unserer Gegend. Anlässlich des Empire Day wurde ein großes Fest gegeben, und ich stand in einer Reihe mit den anderen Kindern des Dorfes und salutierte, während Mrs. Ayres und der Colonel vorbeifiliierten und uns Gedenkmünzen überreichten; danach setzten wir uns mit unseren Eltern an lange Tische - vermutlich auf der südlich vom Haus gelegenen Rasenseite - und bekamen Tee gereicht. Mrs. Ayres muss damals ungefähr vierundzwanzig oder fünfundzwanzig Jahre alt gewesen sein, ihr Mann ein paar Jahre älter. Und ihre kleine Tochter Susan wird etwa sechs gewesen sein. Sie gaben bestimmt eine sehr schmucke Familie ab, aber ich kann mich nur noch vage an sie erinnern. Am lebhaftesten blieb mir das Haus selbst im Gedächtnis, das mir als Inbegriff eines prächtigen Landsitzes erschien. Ich erinnerte mich noch gut an die zahlreichen würdevoll alternden Einzelheiten: das in die Jahre gekommene Mauerwerk, die welligen Gussglasfenster, die verwitterten Einfassungen aus

Sandstein. Sie verliehen dem Haus ein verschwommenes, beinahe ungewisses Aussehen - wie ein Eis, das in der Sonne zu schmelzen beginnt, dachte ich damals.

Natürlich gab es keine Besichtigungstouren ins Innere des Hauses. Sowohl die Vorder- als auch die Terrassentüren standen zwar offen, doch war jede mit einem Seil oder einem Band versperrt; wir durften lediglich die Toiletten der Stallburschen und Gärtner im Stalltrakt benutzen. Meine Mutter hatte allerdings immer noch ein paar Freundinnen beim Hauspersonal, und als der Tee beendet war und die Leute durch den Park spazieren durften, führte sie mich unauffällig durch eine Seitentür ins Haus, und wir verbrachten ein bisschen Zeit bei der Köchin und den Küchenmädchen. Dieser kurze Besuch hat mich damals sehr beeindruckt. Die Küche lag im Untergeschoss, und man gelangte durch einen kühlen Gewölbegang dorthin, der mich an ein Burgverlies erinnerte. Eine ungewöhnlich große Zahl von Menschen eilte ohne Unterlass, beladen mit Körben und Tablets, zur Küche hin und wieder zurück. Die Mädchen hatten einen derart großen Berg von Geschirr zu spülen, dass meine Mutter kurzerhand die Ärmel hochkrepelte und ihnen half. Als Belohnung für ihre Mühe durfte ich mich zu meiner großen Freude von den Geleespeisen und Puddings bedienen, die beim Fest übrig geblieben waren. Man setzte mich an einen Bohlentisch und gab mir einen Löffel aus dem Besteckvorrat der Familie - ein schweres Exemplar aus mattem Silber, dessen Laffe beinahe größer war als mein Mund.

Doch dann folgte eine noch größere Belohnung. Hoch oben an der Wand des gewölbten Korridors befand sich ein Verteilerkasten, in dem verschiedene Drähte mit Glocken zusammenliefen, und als eine dieser Glocken zu bimmeln begann und das Stubenmädchen nach oben klingelte, nahm sie mich mit hinauf, so dass ich einen Blick hinter den grünen Vorhang werfen konnte, der das Vorderhaus vom

Dienstbotentrakt trennte. Ich dürfe dort stehen bleiben und auf sie warten, sagte sie, wenn ich ganz brav und leise wäre. Ich sollte nur in jedem Fall hinter dem Vorhang bleiben, denn wenn der Colonel oder die gnädige Frau mich entdeckten, würde es gewaltigen Ärger geben.

Für gewöhnlich war ich ein folgsames Kind. Doch gleich hinter dem Vorhang trafen zwei marmorgeflieste Korridore aufeinander, in denen sich die herrlichsten Dinge befanden, und als das Stubenmädchen erst einmal in die eine Richtung verschwunden war, machte ich ein paar wagemutige Schritte in die andere. Sofort wurde ich von einer unglaublichen Erregung ergriffen. Damit meine ich nicht nur den Nervenkitzel, etwas Verbotenes zu tun, sondern eine Erregung, die das Haus selbst hervorrief und die von jeder einzelnen Oberfläche auszugehen schien: vom blankpolierten Boden, von der Patina auf dem Holz der Stühle und Schränke, vom Schliff eines Spiegels oder der schneckenförmigen Verzierung eines Bilderrahmens. Ich fühlte mich magisch angezogen von einer der makellos weißen Wände, die ein Stuckfries zierte, ein Relief aus Eicheln und Blättern. Etwas Derartiges hatte ich bisher nur in der Kirche gesehen, und nachdem ich die Verzierung einen Moment betrachtet hatte, tat ich etwas aus heutiger Sicht ganz Unverzeihliches: Ich packte eine der Eicheln und versuchte sie aus ihrer Umgebung zu lösen, und als mir das mit den bloßen Fingern nicht gelang, zog ich mein Taschenmesser hervor und stemmte es in den Stuck. Das tat ich keineswegs aus Zerstörungswut; ich war weder ein boshafte noch zerstörerisch veranlagtes Kind. Es war vielmehr so, dass ich aus bloßer Bewunderung für das Haus unbedingt ein Stück davon besitzen wollte – oder besser gesagt: Die große Bewunderung, die ich für das Haus empfand und die ein durchschnittlich veranlagtes Kind wahrscheinlich gar nicht in dem Maße empfunden hätte, schien mir überhaupt erst das Recht zu dieser Tat zu verleihen. Ich wollte mir einen Teil der Schönheit sichern,

gerade so, wie ein Mann sich eine Locke von dem Haar des Mädchens bewahren möchte, in das er sich unsterblich verliebt hat.

Ich fürchte, die Eichel gab meinen Bemühungen schließlich nach - allerdings weniger akkurat, als ich es erwartet hatte, und als sie sich mit einer unschönen Bruchkante aus der Wand löste, bröselten feinkörniger Sand und weißer Staub zu Boden. Ich weiß noch, dass ich darüber ziemlich enttäuscht war; ich hatte wohl angenommen, dass sie aus Marmor sei.

Doch niemand kam; niemand ertappte mich bei meiner Tat. Es war, wie es so schön heißt, das Werk eines Augenblicks. Ich stopfte die Eichel in meine Hosentasche und schlüpfte wieder hinter den Vorhang. Kurz darauf kehrte das Stubenmädchen zurück und nahm mich wieder mit nach unten; meine Mutter und ich verabschiedeten uns vom Küchenpersonal und gingen zurück zu meinem Vater in den Garten. Ich konnte das harte Gipsstück in meiner Tasche spüren und empfand eine Mischung aus Übelkeit und Erregung. Plötzlich bekam ich es mit der Angst zu tun, dass Colonel Ayres, ein furchteinflößender Mann, den Schaden entdecken und die Feierlichkeiten beenden würde. Doch der Nachmittag ging ohne besondere Vorkommnisse dahin, bis die bläuliche Abenddämmerung sich herabsenkte. Meine Eltern und ich traten gemeinsam mit etlichen anderen Leuten aus Lidcote den langen Heimweg durch die Felder an, begleitet nur von den Fledermäusen, die wie an unsichtbaren Fädchen an uns vorüberhuschten.

Natürlich entdeckte meine Mutter die Eichel irgendwann. Ich hatte sie immer wieder aus der Tasche gezogen und zurückgesteckt, und sie hatte eine Kreidespur auf dem grauen Flanellstoff meiner kurzen Hosen hinterlassen. Als meine Mutter endlich begriff, worum es sich bei dem merkwürdigen Ding in ihrer Hand handelte, wäre sie fast in Tränen ausgebrochen. Doch sie gab mir weder eine Ohrfeige noch erzählte sie meinem Vater von

dem Vorfall; für solche Auseinandersetzungen fehlte ihr immer der Mut. Stattdessen schaute sie mich bloß vorwurfsvoll mit Tränen in den Augen an, als schäme sie sich meiner.

»Ein gescheiter Bursche wie du sollte es doch eigentlich besser wissen«, hat sie vermutlich gesagt.

Solche Bemerkungen musste ich mir als Kind ständig von den Erwachsenen anhören. Meine Eltern, meine Onkel, die Lehrer - jeder Erwachsene, der sich für mein Fortkommen in der Welt interessierte, gebrauchte diese oder ähnliche Formulierungen, und sie versetzten mich jedes Mal in hilflose, stille Wut, denn einerseits wollte ich unbedingt meinem Ruf gerecht werden, ein gescheiter Junge zu sein, auf der anderen Seite aber kam es mir sehr ungerecht vor, dass diese Intelligenz, um die ich nie gebeten hatte, plötzlich dazu verwendet wurde, mich abzukanzeln.

Die Eichel wurde in den Ofen geworfen. Ich fand die verkohlten Reste am nächsten Tag in der Asche wieder. Doch jenes Jahr dürfte ohnehin das letzte große in der Geschichte von Hundreds Hall gewesen sein. Die Feierlichkeiten zum nächsten Empire Day wurden von einer anderen Familie in einem der benachbarten Herrenhäuser ausgerichtet; auf Hundreds Hall hatte ein stetiger Niedergang begonnen. Wenig später starb die Tochter der Ayres, und Mrs. Ayres und der Colonel zogen sich aus der Öffentlichkeit zurück. Ich kann mich noch dunkel an die Geburten der beiden folgenden Kinder erinnern, Caroline und Roderick, doch da war ich schon auf dem Leamington College und hatte genug mit meinen eigenen Sorgen zu tun. Meine Mutter starb, als ich fünfzehn war. Wie sich herausstellte, hatte sie während meiner Kindheit eine Fehlgeburt nach der anderen erlitten, und an der letzten war sie dann gestorben. Mein Vater lebte gerade noch so lange, dass er den Abschluss meines Medizinstudiums und

meine Approbation mitbekam. Colonel Ayres starb ein paar Jahre später, an einem Aneurysma, glaube ich.

Nach dem Tod des Colonels verschwand Hundreds Hall noch weiter aus dem öffentlichen Leben. Die Tore zum Park blieben fast ständig verschlossen. Die massive Steinmauer, die den Park umgab, war zwar nicht besonders hoch, aber doch hoch genug, um abschreckend zu wirken. Und obwohl das Gebäude so groß war, konnte man es von keiner der umliegenden Landstraßen aus sehen. Manchmal, wenn ich auf dem Weg zu meinen Hausbesuchen an der Mauer des Parks vorüberkam, dachte ich an das Herrenhaus, das irgendwo dort drinnen versteckt lag - und dann stellte ich es mir immer so vor, wie es mir an jenem Tag im Jahre 1919 erschienen war, mit den schönen Backsteinfassaden und den kühlen Marmorfluren, in denen sich die wunderbarsten Dinge befanden.

Als ich das Haus dann wiedersah - beinahe dreißig Jahre nach meinem ersten Besuch dort und kurz nach dem Ende eines weiteren Krieges -, war ich daher entsetzt, wie sehr es sich verändert hatte. Der pure Zufall hatte mich dorthin geführt, denn eigentlich waren die Ayres als Patienten bei meinem Praxiskollegen David Graham registriert. Dieser war jedoch zu einem Notfall gerufen worden, und so sprang ich für ihn ein, als die Familie nach einem Arzt schickte. Kaum war ich in den Park gefahren, wurde mir das Herz schwer. Ich konnte mich noch gut an die lange Zufahrt zum Haus erinnern, die zwischen ordentlich gestutzten Rhododendren und Lorbeerbäumen entlangführte, doch inzwischen war der Park so zugewuchert und vernachlässigt, dass mein kleines Auto sich den Weg regelrecht freikämpfen musste. Als ich endlich Sträucher und Büsche hinter mir gelassen hatte, gelangte ich auf einen Platz, der mit grobem Schotter bestreut war, und hatte freien Blick auf das Haus. Ich trat auf die Bremse und starrte das Gebäude mit ungläubigem Entsetzen an. Das

Haus war kleiner als in meiner Erinnerung – nicht ganz so hochherrschaftlich, wie ich es immer vor mir gesehen hatte, doch damit hatte ich schon gerechnet. Was mich allerdings entsetzte, waren die allgegenwärtigen Spuren des Verfalls. Teile der ehemals so pittoresk verwitterten Einfassungen schienen ganz herabgefallen zu sein, so dass die unbestimmten georgianischen Konturen noch zaghafter wirkten als früher. Efeu hatte sich ausgebreitet, war dann stellenweise abgestorben und hing nun wie verfilzte Rattenschwänze von der Fassade herab. Die Treppenstufen, die zum breiten Vordereingang hinaufführten, zeigten Risse, durch die üppiges Unkraut wucherte.

Ich parkte mein Auto, stieg aus und traute mich kaum, die Tür zuzuschlagen. Das Haus kam mir trotz seiner massiven Bauweise plötzlich bedenklich instabil vor. Niemand schien mein Kommen gehört zu haben, deshalb schritt ich nach kurzem Zögern über den knirschenden Schotter und stieg vorsichtig die gesprungenen Steinstufen empor. Es war ein heißer, windstiller Sommertag – die Luft so reglos, dass ich beim Ziehen des alten Klingelzugs aus angelaufenem Messing und Elfenbein das Läuten im Haus hören konnte, laut und deutlich, aber dennoch in der Ferne, als käme es tief aus dem Bauch des Hauses. Kaum hatte ich geklingelt, ertönte schwach das barsche Bellen eines Hundes.

Das Gebell wurde rasch unterbunden, und einige Zeit herrschte Stille. Dann hörte ich, irgendwo zu meiner Rechten, ungleichmäßige, schlurfende Schritte näherkommen, und gleich darauf bog der Sohn des Hauses, Roderick, um die Ecke. Er musterte mich mit misstrauischem Blick, bis er die Tasche in meiner Hand sah. Dann nahm er eine ziemlich unförmige Zigarette aus dem Mund und rief: »Sie müssen der Arzt sein. Eigentlich hatten wir mit Doktor Graham gerechnet.«

Er klang zwar einigermaßen freundlich, seine Stimme hatte jedoch einen trügen Unterton, als sei er schon jetzt von meinem Anblick gelangweilt. Ich trat auf ihn zu, stellte mich als Grahams Praxiskollege vor und erzählte ihm von dem Notfall. Er antwortete mit farbloser Höflichkeit: »Nett von Ihnen, dass Sie den ganzen Weg hier rausgekommen sind. Und das an einem Sonntag, noch dazu an einem so widerlich heißen. Kommen Sie hier lang, das ist schneller als der Weg durchs Haus. Ich bin übrigens Roderick Ayres.«

Tatsächlich waren wir einander schon bei mehr als einer Gelegenheit begegnet, aber das hatte er offenbar vergessen. Er reichte mir im Weitergehen die Hand zu einer flüchtigen Begrüßung. Seine Finger fühlten sich seltsam an, an manchen Stellen rau wie die Haut eines Krokodils, an anderen wieder merkwürdig weich. Ich hatte gehört, dass seine Hände bei einem Kriegseinsatz Brandverletzungen davongetragen hatten, ebenso wie ein Teil seines Gesichts. Von den Narben abgesehen, war er ein recht attraktiver Mann; größer als ich, wirkte er mit seinen vierundzwanzig Jahren immer noch jugendlich und schlank. Er war auch wie ein Junge gekleidet, trug ein Hemd mit offenem Kragen, Sommerhosen und fleckige Baumwollschuhe. Er ging ohne Eile und mit einem merklichen Hinken.

Im Gehen sagte er: »Sie wissen vermutlich, warum Sie hergerufen wurden?«

»Man sagte mir, eines Ihrer Dienstmädchen sei krank«, erwiderte ich.

»*Eines* unserer Dienstmädchen! Das ist gut! Es gibt nämlich nur noch das eine: unsere Betty. Scheint Probleme mit dem Magen zu haben.« Sein Gesichtsausdruck ließ erkennen, dass er gewisse Zweifel hegte. »Keine Ahnung. Meine Mutter, meine Schwester und ich kommen gewöhnlich ohne Ärzte aus. Wir kurieren unsere Erkältungen und Kopfschmerzen allein aus. Aber

heutzutage kommt es ja schon einem Kapitalverbrechen gleich, wenn man seine Dienstboten vernachlässigt. Anscheinend soll ihnen eine bessere Behandlung zuteilwerden als uns. Also dachten wir uns, dass wir lieber mal nach jemandem schicken. Vorsicht, da vorn müssen Sie aufpassen, wo Sie hintreten.«

Er hatte mich über eine Kiesterrasse geführt, die sich entlang der gesamten Nordseite des Hauses erstreckte; nun deutete er auf eine Stelle, an der die Terrasse abgesunken war und ein paar tückische Mulden und Risse aufwies. Ich suchte mir einen Weg außen herum, froh über die Gelegenheit, auch diese Seite des Hauses einmal zu sehen. Doch wieder war ich bestürzt, wie sehr man Haus und Garten hatte verwahrlosen lassen. Der Garten war ein einziges Durcheinander aus Nesseln und Winden. Es roch schwach, aber unverkennbar nach verstopften Abflussrohren. Die Fenster, an denen wir vorüberkamen, waren staubig und mit Schlieren überzogen; alle waren geschlossen, die meisten zusätzlich von Fensterläden verdeckt. Einzig oberhalb einer freitragenden, von einer Winde überwucherten Treppe standen ein paar Glastüren offen. Dahinter erhaschte ich einen Blick auf ein großes, unordentliches Zimmer, einen Schreibtisch, auf dem sich Papiere türmten, und ein Stück Brokatvorhang. Mehr konnte ich im Vorbeigehen nicht erkennen. Wir gelangten zu einem schmalen Dienstboteneingang, und Roderick ließ mich eintreten.

»Gehen Sie einfach durch«, forderte er mich auf und winkte mich mit seiner vernarbten Hand weiter. »Meine Schwester ist unten. Sie wird Sie zu Betty bringen und Ihnen alles Weitere erklären.«

Erst später, als ich mich wieder an sein verletztes Bein erinnerte, kam mir in den Sinn, dass er mir wahrscheinlich ersparen wollte, ihm bei seinem mühsamen Kampf mit der Treppe zuzusehen. Aber in dem Moment selbst empfand ich sein Verhalten als ziemlich gleichgültig und ging ohne ein

Wort zu sagen an ihm vorbei. Kurz darauf hörte ich ihn mit seinen Gummisohlen leise über den Kies davonknirschen.

Auch ich setzte meine Schritte möglichst lautlos. Mir war plötzlich bewusst geworden, dass es sich bei dem schmalen Eingang um dieselbe Tür handelte, durch die meine Mutter mich vor so vielen Jahren gewissermaßen ins Haus geschmuggelt hatte. Ich konnte mich noch an die kahle Steintreppe erinnern, die hinter der Tür lag, und als ich den Stufen nach unten folgte, fand ich mich in dem düsteren Gewölbegang wieder, der mich damals so beeindruckt hatte. Doch auch hier erwartete mich wieder eine Enttäuschung. Ich hatte diesen Korridor als eine Art Krypta oder Verlies in Erinnerung; tatsächlich waren seine Wände aber in dem glänzenden, undefinierbaren Beigegrün gestrichen, das man auf Polizei- oder Feuerwachen findet; die steinernen Bodenplatten waren mit Kokosmatten bedeckt, und in einem Putzeimer wartete ein Mopp misstrauisch auf seinen nächsten Einsatz. Niemand kam, um mich zu begrüßen, aber zu meiner Rechten stand eine Tür halb offen. Vorsichtig trat ich näher und konnte einen Blick in die Küche werfen. Wieder ein Reinfeld: Ich sah einen großen, ausgestorbenen Raum mit viktorianischen Theken und blankgescheuerten Arbeitsflächen, die an ein Leichenschauhaus erinnerten. Nur der alte Bohlentisch – ebenjener Tisch, wie mir schien, an dem ich damals Geleespeisen und Pudding gegessen hatte – rief noch die gespannte Aufregung jenes ersten Besuchs ins Gedächtnis. Dieser Tisch war auch das einzige Möbelstück im Raum, das eine Spur von Leben und Aktivität zeigte, denn darauf lagen ein Häufchen lehmiges Gemüse sowie eine Schüssel mit Wasser und ein Messer – das Wasser schmutzig verfärbt und das Messer noch nass, so als habe irgendjemand vor kurzem angefangen, Gemüse zu putzen, und sei dann weggerufen worden.

Ich trat zurück in den Korridor; dabei muss wohl mein Schuh geknarrt oder über die Kokosmatten gescharrt

haben, denn wieder erklang das barsche, aufgeregte Hundegebell – diesmal beunruhigend nah –, und gleich darauf kam von irgendwoher ein älterer schwarzer Labrador in den Korridor und stürmte auf mich zu. Ich blieb reglos mit erhobener Tasche stehen, während er mich bellend umtänzelte, und gleich darauf tauchte eine junge Frau hinter ihm auf und sagte mit freundlich mahnender Stimme: »Schon gut, du dummes Vieh, das reicht jetzt! Gyp! Genug! – Entschuldigen Sie bitte, das tut mir wirklich leid.« Sie kam näher, und ich erkannte in ihr Rodericks Schwester, Caroline. »Ich kann es nicht ausstehen, wenn Hunde einen anspringen, und das weiß er auch ganz genau. *Gyp!*« Sie beugte sich vor, um ihm mit dem Handrücken einen Klaps auf das Hinterteil zu geben, und da hielt er Ruhe.

»Du kleines Dummerchen«, sagte sie und zog ihn spielerisch an den Ohren. »Eigentlich ist es ja rührend von ihm. Er denkt eben, jeder Fremde, der hierher kommt, will uns die Kehle durchschneiden und sich mit dem Familiensilber aus dem Staub machen. Und wir bringen's nicht übers Herz, ihm zu sagen, dass das Silber längst versetzt ist. Ich dachte eigentlich, Dr. Graham würde kommen. Sie sind sicher Dr. Faraday. Wir sind einander noch gar nicht richtig vorgestellt worden, nicht wahr?«

Sie lächelte, während sie sprach, und reichte mir die Hand. Ihr Händedruck war fester und aufrichtiger als der ihres Bruders.

Ich hatte sie bisher immer nur von weitem gesehen, bei irgendwelchen offiziellen Veranstaltungen oder auf den Straßen von Warwick und Leamington. Sie war älter als Roderick, sechsundzwanzig oder siebenundzwanzig, und ich hatte schon öfter gehört, wie man sie als »tüchtiges Mädels«, als »geborene alte Jungfer« oder als »gescheit« bezeichnete – mit anderen Worten, sie war bemerkenswert unattraktiv. Für eine Frau war sie sehr groß und hatte ziemlich kräftige Beine und Fesseln. Ihr Haar war von

einem blassen, typisch englischen Braun und hätte, bei entsprechender Pflege, durchaus hübsch aussehen können, aber ich hatte es noch nie ordentlich frisiert gesehen, und auch jetzt fiel es ihr trocken und glanzlos über die Schulter, als habe sie es mit Kernseife gewaschen und dann vergessen, es richtig durchzukämmen. Noch dazu verfügte sie über keinerlei Geschmack in Sachen Kleidung. Sie trug jugenhaft flache Sandalen und ein schlecht sitzendes, ausgebleichenes Sommerkleid, das ihren breiten Hüften und ihrer üppigen Oberweite in keiner Weise schmeichelte. Sie hatte haselnussbraune Augen; ihr Gesicht war länglich mit kantiger Kinnpartie, das Profil eher flach und wenig ausgeprägt. Nur ihr Mund war hübsch, dachte ich, überraschend groß, wohlgeformt und lebhaft.

Ich erklärte noch einmal, dass Graham zu einem Notfall gerufen worden sei und ich ihn daher vertreten würde. Genau wie ihr Bruder sagte sie: »Nett von Ihnen, dass Sie den ganzen Weg hier rausgekommen sind. Betty ist noch nicht lange bei uns, noch nicht mal einen Monat. Ihre Familie wohnt auf der anderen Seite von Southam, zu weit weg, als dass wir sie belästigen wollten. Außerdem ist die Mutter, nach allem was ich gehört habe, ein bisschen verlottert. Gestern Abend hat Betty sich zum ersten Mal beklagt, dass ihr der Bauch weh tut, und als es auch heute Morgen nicht besser zu sein schien, dachte ich mir, dass wir lieber auf Nummer sicher gehen sollten. Würden Sie sich das Mädchen mal ansehen? Sie liegt gleich da hinten.«

Sie wandte sich um und schritt mit ihren muskulösen Beinen voran, der Hund und ich folgten ihr. Das Zimmer, in das sie mich führte, lag am Ende des Korridors und hatte vermutlich früher einmal der Haushälterin als Wohnstube gedient. Es war kleiner als die Küche, doch genau wie das übrige Untergeschoss hatte es einen Steinfußboden, hohe, kümmerlich schmale Fenster und den gleichen tristen, anstaltsartigen Zweckanstrich. Es gab einen schmalen, sauber gekehrten Kamin, einen ausgebleichenen Lehnstuhl,

einen Tisch und ein Bett mit Metallgestell – von der Art, die man, wenn es nicht gebraucht wird, zusammenklappen und hochkant in einem Schrank verstauen kann. Unter der Bettdecke lag, gekleidet in einen Unterrock oder ein ärmelloses Nachthemd, eine Gestalt, die so klein und zierlich war, dass ich sie zuerst für ein Kind hielt. Erst bei näherem Hinsehen erkannte ich, dass es sich um ein minderwüchsiges junges Mädchen handelte. Als sie mich in der Tür stehen sah, machte sie einen Versuch, sich aufzurichten, ließ sich dann aber auf pathetische Weise in ihr Kissen zurücksinken, als ich näherkam. Ich setzte mich neben sie auf die Bettkante und sagte: »Du heißt Betty, nicht wahr? Ich bin Dr. Faraday. Miss Ayres hat mir erzählt, dass du Bauchschmerzen hattest. Wie geht es dir jetzt?«

Mit ausgeprägt derbem, ländlichem Akzent erwiderte sie: »Oh bitte, Herr Doktor, mir geht's ganz furchtbar schlecht.«

»Musstest du dich übergeben?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Irgendwelche Anzeichen von Diarrhö? Du weißt doch, was das ist?«

Sie nickte, doch dann schüttelte sie wieder den Kopf.

Ich klappte meine Tasche auf. »Na schön, dann wollen wir mal nachschauen.«

Sie öffnete ihre kindlichen Lippen gerade so weit, dass ich ihr die Spitze des Thermometers unter die Zunge schieben konnte, und als ich den Halsausschnitt ihres Nachthemds herunterschob und ihr das kühle Stethoskop auf die Brust setzte, zuckte sie zusammen und stöhnte auf. Da sie hier aus der Gegend kam, hatte ich sie wahrscheinlich schon einmal gesehen, und sei es nur, um ihr eine Schulimpfung zu geben, doch ich konnte mich nicht mehr daran erinnern. Sie war ein wenig einprägsames Mädchen. Ihr farbloses Haar war stumpf geschnitten und wurde seitlich von einer Spange aus der Stirn gehalten. Ihr Gesicht war breit, die weit

auseinanderliegenden Augen waren grau und hatten wenig Tiefe, wie es bei hellen Augen oft der Fall ist. Ihre Wangen waren blass und erröteten nur leicht in einem Anflug von Verlegenheit, als ich ihr Nachthemd hinaufschob, um ihren Bauch zu untersuchen, und dabei ihre schäbigen Flanellunterhosen sichtbar wurden.

Kaum hatte ich die Finger leicht oberhalb ihres Nabels aufgelegt, keuchte sie und schrie auf, ja kreischte beinahe. Ich sagte beruhigend: »Ist ja schon gut. Wo tut es denn am meisten weh? Hier?«

»Ach! Überall!«, stieß sie hervor.

»Ist der Schmerz eher stechend, wie ein Messerschnitt? Oder ist es eher ein dumpfer Schmerz? Oder ein Brennen?«

»Ein dumpfer Schmerz«, jammerte sie. »Aber mit Stichen drin. Und brennen tut es auch! Ah!« Wieder schrie sie auf, wobei sie endlich den Mund weit genug öffnete und dabei eine gesund aussehende Zunge und Kehle und eine Reihe kleiner schiefer Zähne enthüllte.

»Schon gut!«, sagte ich noch einmal und zog ihr Nachthemd wieder herunter. Nach einer kurzen Besinnungszeit wandte ich mich an Caroline, die mit dem Labrador im Türrahmen stand und besorgt zusah, und bat: »Könnten Sie mich bitte einen Augenblick mit Betty allein lassen, Miss Ayres?«

Angesichts meines ernst klingenden Tonfalls runzelte sie die Stirn. »Ja, natürlich.«

Sie gab dem Hund ein Zeichen und zog ihn hinaus in den Korridor. Nachdem sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, räumte ich Stethoskop und Thermometer in meine Tasche und ließ sie mit einem Knall zuschnappen. Ich blickte in das blasse Mädchengesicht und sagte: »Also, Betty. Nun bin ich in einer heiklen Lage. Denn da draußen wartet Miss Ayres, die alles Erdenkliche in die Wege geleitet hat, damit es dir besser geht, und hier sitze ich und weiß ganz genau, dass ich überhaupt nichts für dich tun kann.«

Sie starrte mich an. Ich wurde noch deutlicher: »Ja glaubst du denn, ich hätte an meinem freien Tag nichts Besseres zu tun, als von Lidcote die fünf Meilen hier heraus zu fahren und mich um unartige kleine Mädchen zu kümmern? Ehrlich gesagt würde ich dich am liebsten nach Leamington überweisen, damit sie dir da den Blinddarm rausnehmen! Dir fehlt überhaupt nichts!«

Ihr Gesicht lief knallrot an. »Oh doch, Herr Doktor. Mir geht's wirklich schlecht!«

»Du bist eine gute Schauspielerin, das muss ich dir lassen. Das ganze Geschrei und Gejammer. Aber wenn ich Schauspieler sehen will, gehe ich lieber ins Theater. Was glaubst du denn, wer mich jetzt bezahlt? Mein Stundenlohn ist nicht gerade niedrig!«

Das Thema Geld jagte ihr Angst ein. Mit aufrichtiger Verzweiflung sagte sie: »Mir geht's wirklich schlecht! Wirklich! Mir is letzte Nacht ganz schlecht gewesen. Ganz furchtbar übel. Und da hab ich gedacht ...«

»Was? Dass du gerne einen Tag im Bett verbringen würdest?«

»Nein! Sie sind ungerecht! Ich hab mich wirklich krank gefühlt. Und da hab ich halt gedacht ...« Ihre Stimme klang nun belegt, und die grauen Augen füllten sich mit Tränen. »Ich hab gedacht«, wiederholte sie mit zitternder Stimme, »dass wenn's mir doch so schlecht geht - dass ich dann vielleicht ein bisschen nach Hause gehen könnt'. Nur so lange, bis es mir wieder besser geht.«

Sie wandte das Gesicht ab und blinzelte. Die Tränen traten ihr aus den Augen und liefen in zwei Rinnsalen über die Kleinmädchenwangen. Ich sagte: »Darum geht es also? Du möchtest nach Hause? Ist das der Grund?«, woraufhin sie die Hände vors Gesicht schlug und richtig losweinte.

Als Arzt sieht man häufig Tränenausbrüche, manche sind ergreifender als andere. Zu Hause wartete wirklich ein Berg von Arbeit auf mich, und ich war ganz und gar nicht begeistert, dass man mich ohne gewichtigen Grund von

dort weggeholt hatte. Doch das Mädchen wirkte so jung und Mitleid erregend, dass ich wartete, bis sie sich ausgeweint hatte. Dann legte ich ihr die Hand auf die Schulter und sagte mit fester Stimme: »So, nun ist es aber genug. Jetzt erzähl mir, was wirklich los ist. Gefällt es dir hier nicht?«

Sie beförderte ein schlaffes Taschentuch unter ihrem Kopfkissen hervor und schnäuzte sich.

»Nein, es gefällt mir nicht.«

»Warum nicht? Ist die Arbeit zu schwer?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Die Arbeit is ganz in Ordnung.«

»Aber du musst doch sicherlich nicht alles allein machen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Da is noch Mrs. Bazeley. Die kommt jeden Tag bis drei Uhr; jeden Tag außer Sonntag. Sie macht die Wäsche und kocht, und ich mach den Rest. Dann kommt ab und zu noch ein Mann für den Garten. Miss Caroline macht auch was ...«

»Das klingt doch gar nicht so schlimm.«

Sie antwortete nicht. Deshalb drang ich weiter in sie: Vermisste sie ihre Eltern? – Bei dieser Frage verzog sie das Gesicht. Gab es vielleicht einen Freund, den sie vermisste? Da verzog sie das Gesicht noch mehr.

Ich nahm meine Tasche. »Also, wenn du mir nichts erzählen willst, dann kann ich dir auch nicht helfen.«

Als sie merkte, dass ich gehen wollte, sagte sie endlich etwas. »Es is bloß dieses Haus!«

»Dieses Haus? Was ist denn damit?«

»Ach, Herr Doktor. Es is gar nich wie in 'nem normalen Haus. Es is viel zu groß. Man muss kilometerweit laufen, um irgendwohin zu kommen, und es is so still hier, dass man das Gruseln kriegt. Tagsüber, wenn ich arbeite und wenn Mrs. Bazeley hier is, dann geht's ja noch. Aber nachts bin ich ganz allein hier unten. Kein einziges Geräusch um mich rum! Ich krieg furchtbare Alpträume ... Und das wär

ja alles nich so schlimm, aber ich soll immer diese alte Hintertreppe nehmen, wenn ich rauf- und runtergehe. Da gibt's so viele dunkle Ecken, und man weiß nie, was dahinter ist. Manchmal glaub ich, dass ich eines Tages noch vor Angst sterben werd!«

Ich sagte: »Vor Angst sterben? In diesem herrlichen Haus? Du kannst dich glücklich schätzen, dass du hier wohnen darfst! Sieh es doch mal so!«

»Glücklich schätzen?«, wiederholte sie ungläubig. »Alle meine Freundinnen meinen, dass es bescheuert von mir war, in Stellung zu gehen. Zu Hause lachen sie mich aus deswegen! Ich seh nie jemanden, treff nie jemanden! Ausgehen kann ich auch nich. Meine Cousinen, die haben alle eine Arbeit in der Fabrik. Und ich hätt auch dort arbeiten können, bloß mein Vater wollt mich nich lassen. Er will das nich. Er meint immer, dass die Mädchen aus den Fabriken zu übermütig werden. Er sagt, dass ich erst mal 'n Jahr hier arbeiten soll - und Hauswirtschaft lernen und wie man sich gut benimmt! Ein Jahr! Da bin ich doch längst vor Angst gestorben, das weiß ich genau! Entweder vor Angst oder vor Scham! Sie sollten mal sehen, was ich hier anziehen muss - so 'n scheußliches altmodisches Kleid mit 'ner Haube! Ach, Herr Doktor, das is so ungerecht!«

Sie hatte ihr Taschentuch zu einem nassen Ball geformt und warf ihn zu Boden, während sie sprach.

Ich bückte mich und hob ihn wieder auf. »Meine Güte, was für ein Aufstand ... Ein Jahr geht ganz schnell vorüber, du wirst sehen. Wenn du älter bist, wirst du darüber lachen!«

»Aber jetzt bin ich nich alt!«

»Wie alt bist du denn?«

»Vierzehn. Aber ich könnt genauso gut neunzig sein, so öd is es hier!«

Ich lachte. »Sei nicht albern. Also, was sollen wir jetzt machen? Irgendwie muss ich mir ja auch mein Honorar

verdienen. Möchtest du, dass ich mal mit den Ayres rede? Sie wollen bestimmt nicht, dass du unglücklich bist ...«

»Ach, die wollen doch bloß, dass ich meine Arbeit mach.«

»Und wie wäre es, wenn ich mal mit deinen Eltern spreche?«

»Soll das 'n Witz sein? Meine Mutter treibt sich die meiste Zeit mit irgendwelchen Typen rum, der is doch ganz egal, wo ich bin. Und mit meinem Dad is auch nichts anzufangen. Der schreit den ganzen Tag rum. Den ganzen Tag lang ein einziges Geschrei und Gezanke. Und dann dreht er sich rum und nimmt meine Mutter wieder zurück, als wär nichts passiert, jedes Mal. Er hat mich doch bloß in Stellung geschickt, damit ich nich so werd' wie sie.«

»Aber wieso um alles in der Welt willst du dann wieder nach Hause zurück? Es klingt mir doch ganz so, als ob du es hier besser hättest.«

»Ich will auch nich *nach Hause!*«, rief sie. »Ich will bloß ... Ach, ich hab einfach die Nase voll von allem!«

Ihr Gesicht hatte sich verdüstert. In ihrer Verdrossenheit und Wut erinnerte sie plötzlich weniger an ein Kind als vielmehr an ein junges, nicht ganz ungefährliches Tier. Doch als sie merkte, dass ich sie beobachtete, verschwand der Anflug von Reizbarkeit, und ihr Selbstmitleid gewann wieder die Oberhand; sie seufzte unglücklich und schloss die geschwollenen Lider. Einen Moment lang saßen wir schweigend da, und ich blickte mich in dem tristen, beinahe unterirdisch erscheinenden Raum um. Die Stille war so absolut, dass sie fast schon erdrückend wirkte, in dieser Hinsicht zumindest hatte Betty recht. Die Luft war kühl, aber merkwürdig schwer; irgendwie war hier unten die Last des darüberliegenden Hauses fühlbar, ja, man spürte sogar das langsame Heranschleichen von Nesseln und Unkraut.

Ich musste an meine Mutter denken. Sie war vermutlich noch jünger als Betty gewesen, als sie ihren Dienst auf

Hundreds Hall angetreten hatte.

Ich erhob mich. »Nun, meine Liebe. Ich fürchte, wir alle müssen uns gelegentlich mit Dingen abfinden, die uns nicht gefallen. So ist das Leben, und dagegen gibt es auch kein Medikament. Aber was hältst du von diesem Vorschlag: Du bleibst den Rest des Tages im Bett liegen, und wir betrachten das Ganze einfach als kleinen Erholungsurlaub. Ich erzähle Miss Ayres nichts davon, dass du bloß simuliert hast, und ich schicke dir eine Flasche mit einem Magenmittelchen hierher. Dann kannst du dir die Flasche gründlich anschauen und immer daran denken, wie knapp du einer Blinddarmoperation entgangen bist. Außerdem werde ich Miss Ayres fragen, ob es irgendeine Möglichkeit gibt, wie man das Leben hier draußen für dich ein wenig erfreulicher gestalten kann. Und in der Zwischenzeit gibst du dem Haus und deiner Arbeit hier noch eine zweite Chance. Was meinst du dazu?«

Sie starrte mich einen Moment mit ihren ausdruckslosen grauen Augen an und nickte dann. »Danke, Herr Doktor«, flüsterte sie mit kläglicher Stimme.

Dann ging ich zur Tür, während sie sich im Bett umdrehte und mir ihren weißen Nacken und die schmalen, hervorstehenden Schulterblätter zukehrte.

Als ich aus dem Zimmer trat, war der Korridor leer, doch genau wie vorher fing der Hund an zu bellen, kaum dass die Tür zugeschlagen war. Man hörte das aufgeregte Scharren von Pfoten über den Boden, und er kam aus der Küche geschossen. Doch diesmal war er weniger ungestüm, seine Aufregung legte sich rasch, und schließlich gestattete er mir, ihn zu tätscheln und an den Ohren zu kraulen. Caroline tauchte in der Küchentür auf und wischte sich die Hände auf energische Hausfrauenart an einem Geschirrhandtuch ab. An der Wand hinter ihr befand sich, wie ich bemerkte, immer noch der Kasten mit den Klingeln und Drähten, diese gebieterische kleine Anlage, die dazu

diente, das Hauspersonal in den Bereich der Herrschaften im oberen Stock zu rufen.

»Alles in Ordnung?«, erkundigte Caroline sich, während der Hund und ich auf sie zgingen.

Ohne zu zögern erwiderte ich: »Bloß eine leichte Magenverstimmung. Nichts Ernstes, aber es war ganz richtig, dass Sie mich hergerufen haben. Bei Magenproblemen sollte man immer vorsichtig sein, vor allem bei diesem Wetter. Ich schicke Ihnen ein Medikament, und am besten sollte sie sich noch ein, zwei Tage schonen ... Aber da ist noch etwas.« Ich stand nun neben ihr und senkte die Stimme. »Ich habe den Eindruck, dass sie ziemlich großes Heimweh hat. Ist Ihnen das noch nicht aufgefallen?«

Sie runzelte die Stirn. »Bis jetzt schien es ihr ganz gut zu gehen. Wahrscheinlich braucht sie bloß ein bisschen Zeit, um sich einzugewöhnen.«

»Und wie ich verstanden habe, schläft sie nachts ganz allein hier unten. Da muss sie sich ziemlich einsam fühlen. Sie hat auch eine Hintertreppe erwähnt und meinte, dass es sie dort gruselt.«

Carolines Miene hellte sich auf, nun wirkte sie beinahe amüsiert. »Ach, daher weht der Wind! Ich hätte eigentlich gedacht, dass sie nichts auf solchen Unfug gibt. Zumindest wirkte sie ganz vernünftig, als sie hierherkam. Aber bei diesen Mädchen vom Lande weiß man ja nie so genau. Entweder sind sie hart im Nehmen und dran gewöhnt, den Hühnern den Hals umzudrehen, oder aber sie kriegen gleich Anfälle, wie dieses Dienstmädchen in *Große Erwartungen*. Wahrscheinlich hat sie bloß zu viele Gruselfilme gesehen. Auf Hundreds ist es zwar relativ ruhig, aber an unserem Haus ist nun wirklich nichts seltsam oder schauerlich.«

Nach einem Moment des Zögerns sagte ich: »Aber Sie wohnen natürlich auch schon Ihr ganzes Leben lang hier.

Fällt Ihnen nicht irgendetwas ein, womit Sie dem Mädchen ein bisschen Mut machen könnten?»

Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Soll ich ihr vielleicht Gutenachtgeschichten vorlesen?»

»Sie ist noch sehr jung, Miss Ayres.«

»Also, sie wird von uns hier nicht schlecht behandelt, wenn Sie das meinen. Wir zahlen ihr mehr, als wir uns eigentlich leisten können. Sie bekommt das gleiche Essen wie wir. Wirklich, ihr geht es in vielerlei Hinsicht besser als uns.«

»Ja«, erwiderte ich. »Ihr Bruder hat auch schon etwas in der Art gesagt.«

Ich sprach mit kühler Stimme, und sie errötete, was ihr nicht besonders gut stand; die Röte begann an ihrem Hals und verteilte sich dann fleckig auf ihren trockenen Wangen. Sie wandte den Blick ab, als fiele es ihr schwer, Geduld zu bewahren. Als sie wieder zu sprechen begann, klang ihre Stimme jedoch etwas freundlicher.

»Um ehrlich zu sein, würden wir sogar eine ganze Menge tun, damit sich Betty wohl fühlt«, sagte sie. »Wir können es uns nämlich gar nicht leisten, sie zu verlieren. Unsere Zugehfrau tut, was sie kann, aber in diesem Haus braucht man mehr als nur einen Dienstboten, und wir haben in den letzten Jahren feststellen müssen, dass es nahezu unmöglich ist, Dienstmädchen zu finden. Wir wohnen einfach zu weit draußen, zu weit entfernt von den Busstrecken und so weiter. Unser letztes Mädchen ist genau drei Tage geblieben. Das war im Januar. Bis Betty hier anfing, habe ich den Großteil der Arbeit allein erledigt ... Aber ich bin froh, dass nichts Schlimmes mit ihr ist. Ganz ehrlich.«

Die Röte verschwand allmählich aus ihrem Gesicht, doch ihre Mundwinkel zeigten nach unten und sie wirkte müde. Ich blickte über ihre Schulter zum Küchentisch und sah das Gemüse, das nun gewaschen und geschält dort lag. Dann betrachtete ich ihre Hände und bemerkte zum ersten

Mal, wie abgearbeitet sie waren, die kurzen Nägel eingerissen und die Fingerknöchel gerötet. Eine Schande, wie ich fand, denn es waren eigentlich recht hübsche Hände.

Sie musste meinem Blick gefolgt sein. Sie wandte sich von mir ab, als sei sie verlegen, knüllte das Geschirrtuch zu einem Ball und warf es zielsicher in die Küche, wo es auf dem Tisch neben dem erdbeschmierten Tablett landete. »Ich begleite Sie wieder nach oben«, sagte sie, und es schien mir, als wolle sie meinen Besuch nun schnell zum Ende bringen. Schweigend stiegen wir die Steintreppe hinauf, gefolgt von dem Hund, der sich schnaufend und hechelnd um unsere Füße drängte.

Auf halber Treppe, an der Stelle, wo der Dienstboteneingang zurück auf die Terrasse führte, trafen wir auf Roderick, der gerade hereinkam.

»Mutter sucht dich, Caroline«, sagte er. »Sie hat schon gefragt, wo der Tee bleibt.« Er nickte mir knapp zu. »Hallo, Faraday. Sind Sie schon zu einer Diagnose gekommen?«

Dieses herablassende »Faraday« ärgerte mich ein bisschen, immerhin war er vierundzwanzig und ich beinahe vierzig; doch ehe ich etwas erwidern konnte, hängte sich Caroline bei ihm ein.

»Dr. Faraday hält uns für Unmenschen!«, sagte sie mit klimpernden Augenlidern. »Er hat die Befürchtung, wir würden Betty durch die Kaminschächte jagen – oder ihr andere schreckliche Dinge zumuten.«

Er grinste schwach. »Gar keine schlechte Idee, oder?«

Ich sagte: »Betty geht es gut. Eine leichte Magenverstimmung.«

»Nichts Ansteckendes?«

»Gewiss nicht.«

»Aber wir sollen ihr das Frühstück ans Bett bringen«, fuhr Caroline fort, »und sie auch sonst den ganzen Tag über verwöhnen. Ein Glück, dass ich mich in der Küche so gut auskenne! Da fällt mir ein ...« Erst jetzt blickte sie mir

wieder richtig ins Gesicht. »Gehen Sie noch nicht, Herr Doktor. Zumindest nicht, wenn Sie nicht unbedingt müssen. Bleiben Sie doch noch zum Tee!«

»Ja, tun Sie das!«, meinte auch Roderick.

Er klang genauso desinteressiert wie vorher, doch Carolines Einladung schien ehrlich gemeint. Vermutlich wollte sie unsere Unstimmigkeit wegen Betty wiedergutmachen. Da mir ebenfalls an einer versöhnlichen Geste gelegen war – hauptsächlich aber, wie ich zugeben muss, um mehr vom Haus zu sehen –, willigte ich ein. Sie traten beiseite und ließen mich vorangehen. Ich stieg die letzten paar Stufen hinauf, trat in eine kleine, nichtssagende Diele und sah denselben, mit einem grünen Vorhang verhängten Bogen, zu dem mich das nette Zimmermädchen im Jahre 1919 geführt hatte. Roderick folgte langsam die Stufen hinauf, seine Schwester hatte sich immer noch bei ihm eingehakt, doch am Ende der Treppe ließ sie ihn los und zog beiläufig den Vorhang zurück.

Die dahinterliegenden Flure waren schlecht beleuchtet und kamen mir ungewöhnlich kahl vor, doch davon abgesehen war alles genauso, wie ich es in Erinnerung hatte: Das Haus schien sich zu öffnen wie ein Fächer, die Decke wurde höher, statt Steinplatten lag nun Marmor auf dem Boden, und die kahlen glänzenden Wände des Dienstbotentrakts wichen Seidentapeten und Stuckverzierungen. Ich hielt sofort Ausschau nach der Schmuckleiste, von der ich damals die Eichel abgestemmt hatte. Doch als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, erkannte ich mit Bestürzung, dass seit meinem letzten Besuch hier genauso gut eine ganze Horde zerstörerischer Schüler hätte am Werk gewesen sein können, denn inzwischen waren ganze Stuckbrocken abgefallen, und das, was von der Leiste noch übrig war, war verfärbt und hatte Risse. Der Rest der Wand sah nicht viel besser aus. Zwar hingen noch einige hübsche Bilder